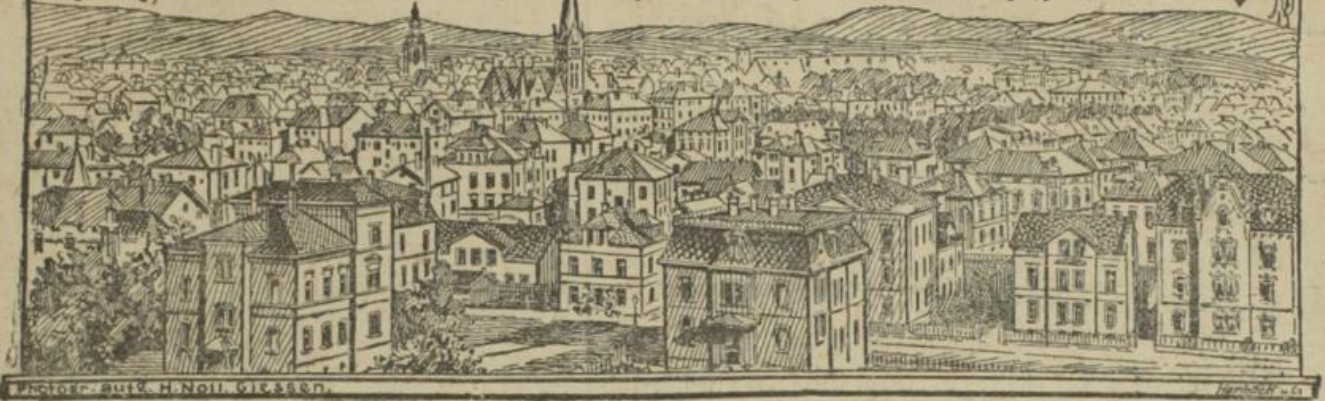


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Detmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die am meisten darunter litt, war Jadwiga. Nie in ihrem Leben hatte sie sich so einsam und so unglücklich gefühlt als während dieser angstvollen Tage. Daß man den Baron irgend einer schweren Schuld verdächtige, war ja außer allem Zweifel, und sein Benehmen hätte in der Tat ein ganz anderes sein müssen, wenn sie sich davon nicht hätte beunruhigt fühlen sollen. Sie irrte sich wohl auch nicht, wenn sie wahrzunehmen glaubte, daß er ihrer Gesellschaft auswich, wo er nur konnte. Auf den Besuch des Kommissars war er in den wenigen Gesprächen, die sie seither geführt hatten, mit keinem Wort zurückgekommen, und sie selber hatte nicht den Mut gehabt, das peinliche Thema zu berühren, wie sehr es sie auch danach verlangte, durch irgend eine beruhigende Erklärung aus seinem Munde von dieser stündlich gesteigerten Qual erlöst zu werden. Zudem empfand sie ihr Verhältnis zu Margarete Othmar wie eine ständige Demütigung und Kränkung, die zu ertragen sie nur so lange gewillt war, bis sie wirklich die gebietende Herrin auf Klein-Ellbach sein würde. Daß ein Zufall, wie es Dietlindes Abenteuer auf dem Bodensee gewesen war, ihre auf die Entfernung der unbequemen Gouvernante gerichteten Absichten durchkreuzt hatte, war eine Enttäuschung, die ihre Abneigung gegen Margarete fast bis zu wirklichem Haß gesteigert hatte, und sie mußte alle Verstellungskunst der im gesellschaftlichen Komödienpiel geübten Weltklinge zu Hilfe rufen, um diesen Haß hinter der Maske einer herablassenden Freundlichkeit zu verbergen.

Auf Margarete freilich schien diese Freundlichkeit ebenso wenig Eindruck zu machen, als das frühere hochmütige Betragen der Baroness sie jemals um ihre sichere Haltung gebracht hatte. Sie war in diesen bangen Tagen auf Klein-Ellbach vielleicht die einzige, die ohne jedes sichtbare Zeichen einer inneren Beunruhigung ihren Pflichten nachlebte. Ihre gute Natur und vielleicht noch mehr die Kraft ihres starken Willens hatten sie das Unwohlsein, von dem sie nach dem Abenteuer am See befallen worden war, rasch überwinden lassen, und nun gehörten augenscheinlich alle ihre Gedanken und Interessen wieder dem ihrer Obhut anvertrauten Kinde.

Dietlinde, die von dem aufregenden Ereignis gesundheitlich nicht den geringsten Schaden davongetragen hatte, wich ja auch vom Morgen bis zum Abend kaum von ihrer Seite. Es war, als sei im Herzen der Kleinen plötzlich eine Fülle von Liebe ausgegangen, wie junge Frühlingspflanzen aufgehen in der ersten warmen Regennacht.

Um die Mitte des dritten Tages nach dem Erscheinen des Kommissars war Bardeleben nach Waldenburg gefahren, ohne eine Mitteilung über den Zweck dieser Fahrt zu machen.

Gegen seine Gewohnheit hatte er sich nicht einmal von Jadwiga verabschiedet und ihr nur durch den Diener sagen lassen, daß sie ihn nicht zum Mittagessen erwarten möge. Da es ein sonniger und verhältnismäßig milder Tag war, hatte Margarete mit Dietlinde am Nachmittag einen längeren Spaziergang durch den Park gemacht, und es fing schon an zu dunkeln, als sie in das Schloß zurückkehrte. Wie gewöhnlich wurde sie oben im Kinderzimmer von Josepha erwartet, und sie war eben im unbesangenen Geplauder mit ihrem Zögling begriffen, als das Zimmermädchen eintrat, um ihr einen Brief zu überreichen.

„Der Herr wartet unten auf Antwort,“ sagte sie. „Ich glaube, es ist der Herr Oberleutnant Rasmussen.“

Bestürzt öffnete Margarete den Umschlag und las:

„Sehr verehrtes Fräulein!

Ich bitte wegen meiner Jubringlichkeit nicht um Entschuldigung, denn sie ist leider durch die Umstände nicht nur gerechtfertigt, sondern auf das dringendste geboten. Wenn Sie es gut mit Dietlinde meinen, wenn Ihnen daran gelegen ist, das unglückliche Kind vor den schrecklichsten Eindrücken zu behüten, so gewähren Sie mir auf der Stelle die Unterredung, die ich hiermit inständig und herzlich von Ihnen erbitte. Ich setze alle meine Hoffnung auf Ihre Opfermut und auf Ihre Liebe zu meiner Nichte.

Herbert Rasmussen.“

„Wo ist der Herr?“ fragte Margarete, die ihr Herz ungestüm klopfen fühlte, und als ihr das Mädchen berichtet hatte, daß sie ihn in eines der selten benutzten Zimmer des Seitenslügels habe führen müssen, erklärte sie ohne Zögern: „Melden Sie ihm, daß ich sogleich kommen werde.“

Sie trat in ihr Zimmer, um ihr vom Winde ein wenig zerzaustes Haar zu ordnen; aber sie hatte damit wohl nur einen Vorwand vor sich selber gewinnen wollen, sich noch ein paar Minuten des Zauderns und der Sammlung zu vergönnen. Sie zitterte ja vor dieser Begegnung, deren Zweck sie nicht einmal dunkel ahnte, und die ihr nach dem Wortlaut der seltsamen Aufforderung doch irgend etwas Furchterliches verhieß.

Einen Augenblick dachte sie sogar daran, ihre Zustimmung wieder zurückzunehmen und den Oberleutnant mit einigen rasch hingeworfenen Zeilen an den Baron oder an Jadwiga zu verweisen; aber dann wollte ihr dieser Ausweg doch wieder als Feigheit erscheinen.

Durch den Verbindungsgang, der zu dem später angebauten Seitenslügel führte, begab sie sich nach dem von dem Mädchen bezeichneten Zimmer. Es war zur gelegentlichen Aufnahme von Besuchern bestimmt und nur mit dem Notwendigsten ausgestattet. Auch eine Beleuchtungseinrichtung war nicht darin vorhanden, so daß sich die Gestalt des ihrer Wartenden nur in dunklen Umrissen aus der Dämmerung abhob, die das Gemach bereits erfüllte.

Er hatte sich nicht gesetzt, und er schritt ihr bis zur Tür entgegen. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ sagte er hastig. „Aber ich hatte auch nicht im Ernst gefürchtet,

daß Sie meine Bitte abschlagen könnten. Sie erraten, weshalb ich hier bin?"

„Nein, Herr Rasmussen, ich ahne es nicht, und ich gestehe offen, daß ich Ihrem Wunsche nur sehr ungerne nachgegeben habe. Wie soll ich derartige Heimlichkeiten vor Herrn von Bardeleben verantworten?"

„Machen Sie sich darüber keine Sorge. Er wird voraussichtlich nie mehr in die Lage kommen, Rechenschaft von Ihnen zu verlangen.“

„Was heißt das? Um Gottes willen, was wollen Sie damit sagen?"

Wie ein Ausschrei tödlicher Angst waren die Worte von ihren Lippen gekommen, und in einer Gebärde des Entsetzens hatte sie die Hände erhoben.

Der Oberleutnant neigte sich näher zu ihr und sagte mit gedämpfter Stimme: „Es heißt, daß Bardeleben nach meiner Ueberzeugung nicht hierher zurückkehren wird. Wenn es noch Gerechtigkeit gibt und Gleichheit vor dem Gesetz, muß man ihn auf der Stelle verhaften.“

„Verhaften? Sprechen Sie im Ernst? Ja, weshalb — weshalb denn?"

„Weil er ein Mörder ist — der Mörder meiner unglücklichen Schwester.“

Margarete konnte den Ausdruck seines Gesichts nicht mehr erkennen; aber der veränderte Klang seiner Stimme gab ihr die Gewißheit, daß er in diesem Augenblick fürchterlich aussehen mußte, und plötzlich erfaßte sie die Angst, mit einem Wahnsinnigen zu reden.

„Lassen Sie mich gehen!" forderte sie, sich gegen die Tür wendend. „Ich will nichts mehr hören.“

Aber Rasmussen stellte sich ihr in den Weg. „Sie müssen mich hören, Fräulein Dthmar! Warum sträuben Sie sich, heute von mir zu erfahren, was morgen die ganze Welt wissen wird? Ich begreife ja, daß es Sie erschreckt, daß es Sie mit Entsetzen erfüllt, aber Sie dürfen es nicht mich entgelten lassen, daß ich gezwungen bin, den Ueberbringer der Schreckenskunde zu machen.“

„Ich will nichts hören," beharrte sie. „Es ist ja Wahnsinn. Ich würde es Ihnen doch nicht glauben. Ich bitte, lassen Sie mich hinaus!"

„So unerschütterlich also ist Ihr Glaube an diesen Menschen, daß es Ihnen leichter fällt, mich für einen Verleumder oder einen Berrückten zu halten, als an seine Schuld zu glauben? Genügt es Ihnen auch nicht, wenn ich mein Ehrenwort als Pfand einsetze?"

„Als Pfand, wofür? Dafür, daß Herr v. Bardeleben ein Mörder ist?"

„Ja. Und ich beschwöre Sie, mich nicht durch ein weiteres Wort des Zweifels zu kränken, ehe Sie gehört haben, was ich Ihnen mitteilen kann. Sie wissen, daß ein entlassenes Dienstmädchen der Polizei angezeigt hatte, meine Schwester sei nach ihrer festen Ueberzeugung keines natürlichen Todes gestorben, und daß daraufhin vor mehreren Tagen ein Polizeibeamter auf Klein-Elzbach gewesen ist, um weitere Erhebungen zu bewirken?"

„Ich habe gehört, daß jemand von der Polizei da war, aber niemand hat mir gesagt, was er wollte.“

„So lassen Sie es sich von mir sagen. Ich habe den Eindruck, daß man die Sache um der Persönlichkeit meines Schwagers willen viel lieber vertuscht hätte. Aber man durfte die Aussage des Mädchens nicht einfach ignorieren, denn sie war bei dem Tode meiner Schwester zugegen gewesen und ihre Angaben waren von unzweideutiger Bestimmtheit. So schickte man einen Beamten, der wahrscheinlich von dem besten Willen beseelt war, nichts zu finden. Aber zum Glück wandte sich der Mann an mich, bevor er hierher kam, und als ich von ihm erfahren hatte, was jenes Mädchen ausgesagt, ließ ich ihn nicht darüber im ungewissen, daß ich kein Vertuschen und keine falsche Schonung zulassen würde. Wenn hier ein Verbrechen verübt worden war, mußte es auch seine Sühne finden — ohne Erbarmen und ohne Ansehen der Person.“

„Ah, wie abscheulich das ist!" brach Margarete aus. „Und der Beamte merkte nicht, daß es nur der unsinnigste Haß gegen Herrn v. Bardeleben war, der aus Ihnen sprach?"

In leidenschaftlicher Erregung hatte sie es ihm entgegen-geschleudert, und das sekundenlange Verstummen des Oberleutnants ließ erkennen, wie unerwartet und überraschend ihn der heftige Zwischenruf getroffen hatte.

„Ich sehe zu meinem Schmerz, daß Sie mich sehr gerecht beurteilen," sagte Rasmussen dann. „Es ist wahr, daß ich

Bardeleben nicht geliebt habe, seitdem er der Gatte meiner Schwester geworden ist. Ich hatte dazu meine triftigen Gründe. Aber ich bin doch kein Schurke, Fräulein Dthmar, der imstande wäre, aus fanatischem Haß gegen Ehre und Gewissen zu handeln. Nicht um das Verderben meines ehemaligen Schwagers war mir's zu tun, sondern um Gerechtigkeit gegen einen Verbrecher. Der weitere Verlauf der Dinge, auf den ich ja nicht den geringsten Einfluß hatte, hat deutlich genug bewiesen, daß ich ihm weder in meinem Herzen noch in meinen Worten ein Unrecht getan.“

„Es gäbe also wirklich Menschen, die —“

„Schenken Sie mir, bitte, nur noch für wenige Augenblicke Gehör. Dem Beamten ist durch Josepha alles bestätigt worden, was das Zimmermädchen ausgesagt hatte. Er hat daraufhin eine Durchsuchung der Zimmer vorgenommen, in denen sich meine Schwester unmittelbar vor ihrem Tode aufgehalten, und er hat dabei ein Likörglas beschlagnahmt, aus dem sie offenbar getrunken hatte, bevor sie bewußtlos zusammenbrach. Der Rest des Getränkes, den sie darin zurückgelassen, war natürlich längst verdunstet, aber auf dem Boden des Gefäßes war ein Niederschlag verblieben, der eine chemische Untersuchung ermöglichte. Diese ist während der beiden letzten Tage von dem Gerichtschemiker in Breslau vorgenommen worden und hat als unanfechtbare Tatsache ergeben, daß dem Kognak, der sich zuletzt in dem Glase befunden, erhebliche Mengen eines rasch und unfehlbar tödlich wirkenden Giftes beigemischt waren. An diesem Gift, nicht an einem Anfall ihres Leidens ist meine arme Schwester gestorben.“

Mit hochklopfendem Herzen und stodendem Atem hatte Margarete seinen Worten gelauscht. Nun aber hob sich ihre Brust wie in einem Gefühl namenloser Erleichterung, und ihre Stimme klang wieder ruhig, als sie sagte: „Ich kann ja nicht wissen, ob das alles richtig ist, was Sie mir da erzählen; aber wenn es sich so verhält — glauben Sie wirklich, Herr Rasmussen, daß sich dann außer Ihnen noch irgend ein Mensch auf der Welt finden könnte, der Herrn von Bardeleben für den Mörder seiner Gattin hält? Es ist ja möglich, daß er in ehrlichem Kampfe einen Menschen töten würde, der seinen Zorn gereizt hat. Aber durch Gift — nein, ich schäme mich vor mir selbst, daß ich darüber auch nur ein Wort verliere.“

„Sie urteilen, wie Ihr Empfinden es Ihnen eingibt, Fräulein, und was auch für mich Hartes und Kränzendes in Ihren Worten sein mag, ich denke doch nicht daran, Ihnen deshalb zu zürnen. Ja, noch mehr! Ich schwöre, daß ich der erste sein würde, meinen Schwager vor aller Welt demütig um Verzeihung zu bitten, wenn sich Ihr festes Vertrauen als berechtigt erwiese. Aber es sieht nicht so aus, als ob ich jemals gezwungen sein könnte, ihm diese Genugthuung zu gewähren. Bardeleben ist heute durch einen Eilboten zu dem Waldenburger Untersuchungsrichter geholt worden, und nach allem, was ich in Erfahrung gebracht, ist es beinahe gewiß, daß das Verhör mit seiner Verhaftung enden wird. Der Verdachtsmomente, die gegen ihn sprechen, sind eben zu viele, und es ist eines darunter, das schwerer ins Gewicht fällt als alle anderen. Bardeleben war beinahe vermögenslos, als er meine Schwester heiratete. All den Wohlstand, den Sie hier sehen, hat ihre Mitgift auf dem überschuldeten Klein-Elzbach erblihen lassen. Wenn sie sich von ihm scheiden ließ, wie er es bei dem Unglück ihrer Ehe vielleicht ständig fürchtete, war er ruiniert. Wenn sie aber starb, ehe eine Scheidung erfolgt war, behielt er die Verwaltung und Nutzung ihres auf Dietlinde übergegangenen Vermögens. Und —“

„Genug!" Ein Befehl, so hart und herrlich, wie er ihn wohl noch nie vernommen, hatte Verbert Rasmussens Rede unterbrochen. „Wenn ich ein Mann wäre, Herr Oberleutnant Rasmussen, würde ich Ihnen auf diese schmachvolle Verächtigung die Antwort geben, die sie verdient. So aber kann ich Ihnen nur verbieten, noch weiter über diese Dinge zu mir zu sprechen. — Etwas anderes haben Sie mir nicht mitzuteilen?"

Da verließ auch ihn die Beherrschtheit, die er bisher bewahrt hatte, und in erregtem Tone erwiderte er: „Ja, Fräulein Dthmar! Ich habe Sie selbstverständlich nicht um diese Unterredung gebeten, weil es mir darum zu tun war, meinen Schwager vor Ihnen anzuklagen, sondern ich bin hier, um von Ihnen etwas zu fordern, was Sie mir nicht weigern werden, wenn Sie in Wahrheit diejenige sind, für die ich Sie seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft

schaft gehalten. Das Kind meiner gemordeten Schwester darf nicht länger unter dem Dache dieses verfluchten Hauses bleiben, und es darf unter keinen anderen Schutz gestellt werden als unter den meinigen. Sind Sie bereit, mit Dietlinde zu mir zu kommen, sobald Sie die Bestätigung erhalten, daß Barbeleben verhaftet worden ist?"

"Ihr Ansinnen ist eine Veleidigung, deren Sie sich in Heffter Seele schämen müßten."

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Wien.

Von Dr. Hans Wantoch.

Wien, im September 1914.

Wunderbar war es, wie die Wiener die Räumung von Demberg hingenommen haben. Ohne auch nur einen Augenblick die stolze Zuversicht in den Enderfolg zu verlieren. Ganz im Sinne des offiziellen Communiqués, daß dies nur eine vorläufige Maßnahme sei, ohne jede strategische Bedeutung, aber aus taktischen Gründen für den Augenblick unbedingt geboten. Und viele, die in den lauen Jahren des Friedens diese Stadt gescholten hatten, baten ihr nun im stillen ab. Vor wenigen Wochen erst, ehe noch die glänzenden Siege von Krasnik und Jamosc erfodeten waren, sagte mir einer von denen: „Es wäre verhängnisvoll für die Stimmung, wenn wir den Krieg nicht mit einem großen Siege eröffneten.“ „Abwarten!“ erwiderte ich. Er aber fuhr fort: „Ja, wenn wir Deutsche wären! Die Deutschen sind zäh in ihrem Vertrauen zur eigenen Kraft. Gelingt es nicht heute, denken sie, so wird es ein andermal sein. Sehen Sie dagegen die Franzosen — die verlieren gleich den Kopf, und sie werden sehen...“ „Sie werden sehen,“ fiel ich ihm ins Wort. „Wir sind wie die Deutschen. Wir werden es, wenn uns nicht gleich ein voller Erfolg beschieden ist, mit Würde ertragen. Das Vertrauen in unsere Armee ist nicht zu erschüttern.“ Und so kam dann der Tag, an dem sich das österreichische Heer vor einem dreifach überlegenen Feinde in geschützte Positionen zurückzog. Aber die Uebermacht schreckt uns nicht. Denn am Ende bleibt der Stärkere doch Sieger. Aber die Stärke ist kein bloßes Rechenexempel. Sie besteht nicht nur aus Truppenmassen, sondern auch aus dem Elan dieser Truppen, der Begeisterung ihrer Eingabe, der Disziplin ihrer Reihen. Und Wien ist ruhig. Wien ist deutsch.

Das Leben geht seinen täglichen Gang. Geordneter, unbekümmerter, friedlicher, möchte man sagen, als am Beginne des Krieges. Vor einigen Wochen — wie lange scheint das schon her! — da war der geschäftliche Verkehr, da war gerade das Kleine und Alltägliche der Wirtschaft durch einen plötzlichen Mangel an kleiner Münze ins Stocken geraten. Vor einigen Wochen, da suchten ein paar gewissenlose Krämer aus der Erregung der Aktien ihr privates Profitchen zu schlagen, indem sie die Dinge des täglichen Bedarfs nur zu kostbaren Preisen verkauften. Und die allgemeine Erwartung machte sich in den wildesten Gerüchten Luft. Siegesorgien wurden gefeiert und Stobsposten betrauert. Ganze Armeen der Feinde waren gefangen, ganze Provinzen unseres Reiches vom Gegner überschwemmt. Mit einemmal aber ist das anders geworden. Die Nerven der Leute haben sich an den Krieg gewöhnt. Wir haben Kleingeld, soviel wir wollen, wir haben Dank dem behördlichen Eingreifen Lebensmittel zu wohlfeilen Preisen, und Gerüche gibt es nicht mehr. Ruhig lassen die Leute ihr Geld in Banken und Sparkassen liegen, und die Abschlüsse in gewissen Effekten, die inoffiziell, im Privatverkehr während der letzten Wochen vorgenommen worden, erzielen Kurse, die nicht viel unter den Notierungen vor Kriegsausbruch blieben und sie zuweilen sogar übertrafen. Wien ist ruhig, Wien ist deutsch.

Friedlich ist das Bild um die Mittagsstunde auf dem Ring: Leute, die aus der Stadt zu ihrem Mittagstisch strömen, Beamte aus den Banken, Kommiss und die Verkäuferinnen aus den Geschäften. Und wiederum Leute, die aus den Vorstädten in die innere Stadt eilen. Deitere Gesichter, ein sanfter Tumult, klar und rein der Himmel darüber. Da kommt plötzlich eine Bewegung in die Massen. Alle strömen zum Fahrdamm der Ringstraße hin. Sie stellen sich auf zum Spalier: die Wagen der Elektrischen mit dem Roten Kreuz an der Brüstung fahren vorüber. Lastautos, die man zu bequemem Krankenwagen umgebaut hat, sausen an ihnen vorbei. Die dunkelgrauen Wagen der Rettungsgesellschaft. Ein Verwundetentransport. Stumm stehen die Leute. Sie küssen die Platte. Sie grüßen die Helmen, die für sie ihr Leben und ihre Gesundheit gewagt haben, für Alle, die hier in Schutz und Sicherheit stehen. Sie grüßen sie ohne Jukur nur durch das Lüften des Hutes. Es ist eine überwältigende Ehrenbezeugung. Es hat etwas tief Ergreifendes: die stumme Menge und der stille Zug. Aber man ist es in Wien, in dem sonst so lustigen und leichtlebigen Wien, gewöhnt: so stehen die Leute, so grüßen die Leute, wenn sonst ihr alter Kaiser vorbeifährt. Ohne Hoch und Hurrah, ohne jubelnde Beteuerung. Dieses Gefühl braucht keine Worte. Sie wissen, daß sie eins sind: der Kaiser und sein Volk, die Daheimgebliebenen und die in Kaisers Rod.

Ueber den Ring fahren die Verwundetentransporte. Man hat Straßenbahnlinien bis in den großen Hof des Allgemeinen Krankenhauses gelegt, und mit einer Präzision ohnegleichen geht die Einquartierung der Verwundeten vor sich. Vieles hat sich in diesen Tagen glänzend bewährt. Aber nichts steht so groß und leuchtend da wie der alte Ruhm der Wieser medizinischen Schule, die einst ein Vilkroth begründet hat und die heute noch erlauchte Vertreter wie Hocheneg und Eiselsberg und Julius Schnigler, den Bruder des Dichters, zu ihren Repräsentanten zählt. Viele von den leichter Verwundeten, die man von den fernen Schlachtfeldern nach Wien gebracht hat, kommen hier schon als Rekonvaleszenten an. Und sie wollen gleich wiederum in den Krieg, denn nichts, keine Arbeit, keine Beschäftigung dünkt uns in diesen Tagen von Wichtigkeit und von Wert als diejenige, die dem Krieg gilt. Alles andere dünkt die Leute wie für eine andere Weltordnung, wie für ein anderes Gesetz des Lebens geschaffen, es scheint ihnen ins Ungewisse und ins Ueberflüssige getan. Den Verwundeten, wie den Daheimgebliebenen. Und es bedurfte vieler Worte sanfter Ueberredung, damit sie es begriffen, das Heldentum der Daheimgebliebenen liege in dem Ausbilden auf ihrem Posten der Arbeit, liege in der Niederdrückung all der Gedanken, Sorgen und Hoffnungen, die dem Schlachtfeld zugewandt sind, liege in der Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflicht, die im Kriege den künftigen Frieden bereitet.

Auch die Leute daheim sind mit dem Krieg voll und beschäftigt. Der Krieg braucht viele Hände auch hinter der Front. Und zu aller übrigen Arbeit ist nun eine neue gekommen. Väterchen Jar hat einen rührenden Ausruf „An seine lieben Juden“ gerichtet. Aber in Erinnerung an die Pogroms haben ihm seine lieben Juden mißtraut. In ungeheuren Scharen mit rasch zusammengeraffter Habe, in einem bunten, komischen und rührenden Aufzug sind sie aus Galizien nach Wien geflüchtet, jüdische Händler, polnische Bauern. Der eine hielt eine hellgelbe, ganz moderne Reisetasche in der Hand und hatte einen ganz groben Kohlsack auf dem. Da war eine Frau, die hatte allen möglichen Hausrat in der Elle zusammengerafft, drei Kinder führte sie mit sich, aber den Kanarienvogel hatte sie nicht vergessen. Da war eine andere, ganz bepackt mit Koffern und Schachteln, abgemattet von der Flucht, müde und erschöpft, aber der Belargonienstock, den sie in der Hand hielt, war frisch, seine Blüten leuchteten blutrot. Sie mußte ihm während der Fahrt oftmals frisches Wasser gegeben haben.

Nun versammeln sich all diese Leute jeden Tag auf einem Platz im zweiten Bezirk, dem Judenviertel. Und ein häßlicher Zufall will es, daß dort gerade eine Kirche steht. Eine katholische Kirche, und auf ihren Steinstufen sitzen die Juden aus Lemberg. Ältere im langen Kasan mit langen schwarzen und roten Wärten, kleine Löcher über den Ohren. Jüngere, die schon ganz westeuropäisch gekleidet sind, eine Schar von Frauen und Kindern und die polnischen Gymnasiasten in ihren dunkelblauen Uniformen, eine dunkelblaue Kapitänsmütze auf dem Kopf. Sie reden eine fremde, unverständliche Sprache, polnisch oder jenes jüdisch-deutsche, das in gewissem Sinn international ist und in Rußland wie in Galizien, in den Judenvierteln von London wie im Ghetto von Newyork gleicherweise gesprochen wird. Nur Broden fängt man auf, abgeriffene Worte, wie mit Kraft geladen, von Haß und Verachtung gegen die Russen. Und einer — er ist besser gekleidet als die anderen, er spricht besser deutsch, er ist der Kultusvorsteher einer kleinen Stadt östlich von Lemberg, wo hundert durcheinander Polen, Ruthenen und Juden wohnen — der erzählt mir, daß es im Frieden zwischen den dreien selbstverständlich allerlei Reibereien gäbe, und darum würde jedesmal bei den Wahlen in die Gemeindevertretung eine Menge Stimmzettel abgegeben, die auf Kaiser Franz Josef lauten, denn nur wenn Kaiser Franz Josef in der Gemeindevertretung säße, würde nach der Meinung der Leute Ruhe sein.

Alle tragen sie das Bildnis Kaiser Franz Josefs am Kasan, das Bildnis Kaiser Wilhelms daneben, und wenn ein Trupp Soldaten vorüberzieht, dann kommt eine sefttante Bewegung in diese Leute. Wie zum Segen heben sie ihre Hände empor, neigen sich tief vor ihnen zur Erde. Das österreichische Heer ist ihr Retter, ihr Helfer und ihre Zuversicht auf die Wiedererlangung ihrer Habe, denn kaum mit dem Nötigsten sind die meisten Leute geklohen. Sie wohnen in Massenquartieren, 20, 30 in einem Zimmer. Aber schon ist, das Ministerium an der Spitze, ein Hilfskomitee mobilisiert, das für sie sorgt. Die reicheren Flüchtlinge haben unsere Hotels überfüllt. Und so bringt der Krieg, der so viele Industrien und Unternehmungen brach gelegt hat, manchem anderen wieder einen kleinen Aufschwung. Es ist überhaupt ein besonderes Kapitel in der Volkswirtschaft: die Kriegsindustrie. Und da gibt es wiederum einen ganz besonderen Artikel, der die hübschesten Preise erzielt und den die Behörde schließlich verbieten mußte: es waren die Uniformknöpfe, die Rockspangen, die Mägen der Russen, die man gefangen nach Oesterreich gebracht hatte, und von denen jeder für teureres Geld sein kleines Andenken erstehen wollte.

Ach, es ist ja so leicht begreiflich, daß man in seiner Sicherheit, fern vom Schach, wenigstens in Stücken Rußland bei sich zu haben wünschte. Jetzt aber brauchen wir es nicht mehr, denn wir haben schon ganz gehörige Stücke bei uns, Rußlands Armee des Angriffs, Rußlands verderbenspendende Schlände: die Kanonen, die unsere Truppen erbeutet haben. Nun hat man diese Trophäen drau-

hen vor dem Arsenal aufgestellt, das eine Munitionsfabrik ist, ein Waffendepot und eine Art Wiener „Zeughaus“ zugleich. Da stehen sie nun, die guten russischen Kanonen. Ein fremder Anblick: denn sie sind anders als unsere Geschütze; aus Stahl, nicht aus Bronze. Ein Anblick voll gemischter Gefühle: denn diese schwarzen Schlünde waren vor wenigen Tagen noch auf das Leben der Wiener gerichtet. Es sind ausgezeichnete Kanonen, sie waren vortrefflich bespannt, aber — wahrhaftig! — nicht so vortrefflich bedient. In manchem Rohr stak noch eine Kugel. Beim Ansturm unserer Infanterie hatten die Russen nicht einmal Zeit, die geladenen Kugeln abzuwerfen. Und diese feige, pflichtvergessene Flucht ist uns ein gutes Vorzeichen für den schließlichen Sieg. Der russische Soldat tut, was man ihn heißt. Aber darüber tut er weiter nichts. Er tut es ohne Aufopferung, ohne begeisterte Hingabe, er tut es ohne Liebe. Aber jedem von unseren Soldaten blüht eine kleine blutrote Blume der Selbstvergessenheit im Herzen, wie die rote frische Pefargonie, die die stehende Frau aus Ostizien gebracht hat. Ihr Anblick war wie ein Symbol. Blühendes aus dem Land, das der Feind besetzt hat. Einweisen, bis auf Weiteres! Und Wien ist ruhig. Es darf ruhig sein.

Der Sohn.

Ostpreussischen Flüchtlingen nacherzählt.
Von L. Malten.

„Pach ihm ein, pach ihm ein, Mutterchen,“ sagte der alte Gutsbesitzer zu seiner Frau und reichte ihr noch einen beträchtlichen Schinkenvorrat zu den Würsten hinüber hinter den Tisch, wo die Mutter den Rucksack des Sohnes vollstopfte, „was er nicht braucht, braucht ein anderer,“ setzte der Mann die Rede fort.

„Krieg . . . ich hab's kennen gelernt . . . So, blutjung, wie ich war, da haben wir manchmal eine lange Jung' gemacht nach einem Bissen oder einem Trunk — wenn's nur Wasser gewesen wär' — aber auch das war knapp.“

Er stellte zwei Flaschen alten Rotwein auf den Tisch. Die Frau blinnte hoch von ihrer Arbeit. Ihre Blide sanken ineinander. Krieg . . . Es war ja kaum zu fassen, daß die ganze Welt binnen zwei Tagen ein anderes Gesicht hatte. Krieg . . . Und der forderte ihren letzten, einzigen Jungen. Drei hatten sie schon verloren. blieb nur noch das Enkelkind, die Roselies . . .

„'s treffen nicht alle Kugeln, Mutterchen,“ meinte der alte Gutsbesitzer mit halbem Lächeln. Das siehst' ja an mir.“

Durch's offene Fenster streckte sich ein dunkler Männerkopf herein.

„Tag, Herr Nachbar . . .“

„Erbarmen, — Herr Pfarrer, na nur herein.“

„Sind Sie denn noch hier . . . und die Roselies am End' auch?“ fragte der Geistliche entsezt. „Räumen, Menschen . . . erbarmt Euch! Der Kommandant hat's befohlen. Eben habe ich meine Frau und die Töchter nach der Stadt gebracht.“

Die Roselies — kaum fünfzehnjährig — kam an den Fenstern vorbei. Sie steckte den Kopf zur Tür herein und rief: „Tag, Herr Pfarrer,“ lief noch einmal zurück und brachte einen schweren Obstkorb voller Äpfel herein. Sie gab dem Pfarrer die Hand und knigte. Ihr dunkelumrahmtes Gesichtchen war selbst so zart und rot wie die echten Grafensteinen, die sie brachte.

„Menschen, erbarmt Euch! Eure Sorglosigkeit ist schreckenerregend.“

Der geistliche Herr wurde braunrot vor Zorn und stampfte den Boden mit seinem Dandstok.

Am Nachmittag reiste der Sohn. Vertenschlant ragte seine kräftige Gestalt neben der des Vaters, der ihn zur Bahn gefahren hatte. Das blonde Gesicht strahlte vor Kampfeslust. Er hatte nicht weit zu fahren. Der Vater würde ihm noch Proviant bringen, bevor sie ihr Land verlassen.

„Grüß die Mutthen . . . und die Roselies . . . und mach' Euch fort, wenn's auch nicht so schlimm sein wird, wie der Pfarrer meint . . . leb' wohl, Vaterchen, hab' Dank, mein goldnes Vaterchen . . .“

Der Zug fuhr hinaus. Dem alten Mann wurde das Herz mit einemmal so schwer . . . Der Sohn . . . Der letzte . . .

Die Schlacht tobte schon um Gumbinnen, und noch immer ägerten die Gutsleute. Kam da ein langer Zug Flüchtlinge vorüber. Männer und Frauen und Kinder.

„Sie morden und brennen — die Kosakenhunde!“ schrie eine Frau vom Wagen herunter, als sie die Leute vor der Tür stehen sah. „Was sitzt ihr hier . . . erbarmt euch, Menschen!“

Und eine andere ergänzte die Rede: „Sie finden euch doch in eurem versteckten Winkel. Die finden alles . . .“ Sie drohte mit den Fäusten nach rückwärts . . .

Die Frauen standen gerührt. Das Dienstdolk war bereits geflossen. Sie bestiegen den Sandschneider. Die Tiere kamen aus ihren offenen Ställen heran und beschrauberten das Gefährt . . . ellische folgten ihm. Sie fuhren schweigend. Der Mond hing zinnern zwischen den Wolken. Plötzlich schrie Roselies auf.

„Dort, seht doch . . . am Baum . . .“ Der alte Mann sprang herunter — die Frau haschte nach den hingeworfenen Jägeln. Sie sah dem Manne nach . . . wie er rannte. Sie wollte hinüberfahren und konnte nicht. Die Roselies sah sie rennen . . . und dann raffte sie sich zusammen und band das Pferd fest und ging den andern nach.

Ja . . . ja . . . Da hing einer . . . Sie holten ihn herab und betteten ihn auf dem Boden . . . ihren Jungen . . . ihren letzten . . . Sie sind wie erstoren . . . alle drei . . . ganz erstarrt vom Schrecken.

Mit den vollgepackten Taschen haben sie ihn . . . Der alte Vater senkt die Rechte in den halboffenen Rucksack und zieht sie entsezt zurück. „Finger . . . abgehackte Finger,“ schreit er entsezt. „Großer allmächtiger Vater!“

Und er schüttelt diese Taschen aus, die von den Greuelthaten erzählen, die die bestialischen Feinde verübten . . . und trägt den geliebten Sohn zum Wagen.

Stumm sitzen sie mit ihrem Jammer im Herzen . . . Im Osten färben sich die Wolken rot, als sie durch das Stadttou fahren.

Vermischtes.

* **Waffengattung und Verwundung.** Die bisher erschienenen Verlustlisten lassen, abgesehen von der Feststellung, daß Offiziere in relativ viel größerer Menge fallen als Mannschaften, statistische Schlüsse nicht zu, weil man nicht weiß, wie groß die ins Feuer gekommenen Truppenmassen waren. Wahrscheinlich werden aber die im Kriege 1870/71 gewonnenen Resultate auch diesmal im ganzen und großen zutreffen, vielleicht mit einer kleinen Verschiebung zugunsten der Artillerie und der Pioniere. Damals stellten sich die Verluste — von den Chargen sei hier abgesehen — beim Großen Hauptquartier und den Armeekommandos auf 0,41, bei der Infanterie auf 3,95, bei der Kavallerie auf 1,46, bei der Artillerie auf 1,33, bei den Pionieren auf 0,54, beim Train auf 0,13, im Durchschnitt auf 3,22 Prozent. Danach war also, wie auch im später folgenden Russisch-Türkischen Kriege und wie vorher, stets die Infanterie die gefährdetste Waffe. Jetzt dürfte ihr die Pfliegertruppe aber wohl den Rang darin streitig machen. Bei der Artillerie, die doch damals eine sehr große Rolle spielte, ist nicht nur der geringe Prozentsatz von Verwundungen merkwürdig, sondern auch der Umstand, daß die Verwundungen verhältnismäßig leicht waren. Die Verwundungen bei der Kavallerie waren viel schwerer und gefährlicher. Es erlagen von den Verwundeten sofort oder innerhalb 24 Stunden:

	Offiziere	Mannschaften	zusammen
bei der Infanterie	8,8	146,9	155,7
„ „ Kavallerie	13,5	182,2	195,7
„ „ Artillerie	8,3	105,0	113,3
„ „ den Pionieren	22,4	131,8	154,2
im Durchschnitt	9,0	145,8	154,8

Ebenso schnitt die Kavallerie am schlechtesten ab, wenn man alle die Verwundeten in Betracht zog, die bis zum 31. Mai 1871 starben oder wiederum die, die geheilt wurden. Deren waren bei der Infanterie 88,8 Prozent, bei der Artillerie 90,2 Prozent, bei den Pionieren 89,7 Prozent, bei der Kavallerie aber nur 87,8 Prozent, das ist also weniger als der Durchschnitt von 88,9 Prozent. Im übrigen ergibt sich aus den vorhandenen Zahlen, daß bei allen Waffengattungen von den verwundeten Offizieren weniger als von den Mannschaften geheilt werden.

* **Amerikanische Kriegs-Äpithorismen.** Auch ein „Schrecken des Krieges“: Die Möglichkeit, die sich Chiliago eröffnet, die Führerschaft in Modestaden von Paris an sich zu reißen (Boston Transcript). — Wenn keine Nachrichten gute sind, wie das Sprichwort sagt, dann sind die Pensoren der europäischen Presse die größten Prediger des Optimismus (New York American). — Wenn die amerikanischen Kriegskorrespondenten, die nach Europa geilt sind, die neuesten Neuigkeiten erfahren wollen, dann sollen sie sich auf ihre Zeitungen zu Hause abonnieren (Boston Transcript). — Wie völlig Belgien auf die Garantie seiner Neutralität vertraute, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß es daneben noch eine tüchtige Menge von starken Festungen an seiner Grenze ausbaute (New York Evening Sun).

Geographisches Verschiebrätsel.

Hannover, Abruzzen, Caronne, Kairo, Florenz, Agram, Lausitz, Malland, Vissabon, Ungarn, Lofoten. Vorstehende Namen sollen derart untereinander geschoben werden, daß eine Buchstabenreihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Vadeortes ergibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- | | |
|----------------|--------------|
| 1) L d 4 — e 3 | Schwarz |
| 2) D d 3 — d 7 | K d 5 — e 6. |
| 3) h 7 — h 8 | K e 5 — f 6. |
- Lauser † und Matt.